

Jungen - Die schwachen Starke? - Eine gesellschaftliche, politische und pädagogische Herausforderung

Fachtagung am 31.10. und 01.11.2008 in Berlin

Männliche Sozialisation und Geschlechterpolitik

Vortrag von Prof. Dr. Lothar Böhnisch

Im internationalen Diskurs der Männerforschung scheint man sich inzwischen darüber einig, dass Maskulinität als subjektiver Empfindungszusammenhang und Männlichkeit als Konstituens von Machtkonstellationen auseinander gehalten werden, gleichwohl sie sich immer wieder überschneiden (vgl. Holter 2005).

Geht man von der Beobachtung aus, dass trotz einer hohen Geschlechternivellierung in den interaktiven Bezügen die männliche Dividende – in den unterschiedlichsten vor allem auch schichtspezifischen Variationen – immer wieder neu ausgespielt wird, so dass man zwar nicht von einer anthropologischen Konstante, sondern eher von einer – jeweils neue belebten – anthropologischen Resistenz sprechen könnte. Die Konsumwerbung macht sich ja gerade diesen anthropologischen Einschlag zu Nutze (vgl. Zurstiege 2001). Im sozialwissenschaftlichen Geschlechterdiskurs wird dies – vor allem in der Auseinandersetzung mit dem konstruktivistischen Ansatz – nicht nur kulturhistorisch, sondern auch anthropologisch gedeutet: „Auch wenn es aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus nahe liegt, vorhandene Unterschiede zunächst einmal als gesellschaftlich bzw. kulturell produzierte aufzufassen, wäre es m. E. falsch, in der Frage nach anthropologischen Konstanten bereits einen Rückfall in einen Biologismus zu sehen. Im sozialwissenschaftlichen Theoriediskurs der Gegenwart ist zwar die Neigung verbreitet, anthropologische Grundlagen nicht zu explizieren. Eine bloße Illusion ist es aber zu glauben, eine sozialwissenschaftliche Theoriebildung komme ohne anthropologische Annahmen aus. Auch dann, wenn man von einer vollständigen kulturellen Plastizität des Menschen ausgeht, hat man bereits eine anthropologische Annahme gesetzt“ (Lenz 2004, S. 124). Dass sich Menschen als Männer und Frauen *erleben* ist allein aus kulturellen und interaktiven Deutungs- und Zuschreibungszusammenhängen nicht erklärbar. Niklas Luhmann (2003) bemerkt in diesem Zusammenhang, dass „nur die Unterscheidung Mann und Frau [...] kulturell variabel [ist], nicht auch die Eigenschaft, Mann bzw. Frau zu sein“ (S. 22). Die vorsoziale Qualität des Menschseins ist in der Kategorie des Leibes gefasst der über den Körper ins Soziale hineinreicht aber gegenüber dem Körper seine Eigendynamik der

Empfindungen besitzt (vgl. dazu Gugutzer 2002). So existieren auch das männliche und weibliche Leibempfinden in einer Eigendynamik, auch wenn sie in einer einheitsstrebenden Korrespondenz zum sozial gerichteten Körper stehen. In typischen Leib-Körper-Konflikten, wie sie in der psychopathologischen Forschung thematisiert werden, kommt dies besonders zum Ausdruck.

Solche Leib- und Körperkonflikte, die in ihrer kulturellen Rahmung und sozialen Deutung ihre Wirklichkeit erhalten, lassen sich bei Jungen vor allem im Alter zwischen 3 und 6 Jahren und in der frühen Pubertät ausmachen. Das Aufwachsen von Jungen in unserer Gesellschaft ist durch die Suche nach männlicher Geschlechteridentität im Bindungs-/Ablösungsverhältnis zur Mutter und in dem – mit ihm konkurrierenden und zugleich suchenden – Verlangen nach dem „männlichen“ Vater (oder einer vergleichbaren männlichen Bezugsperson) bestimmt. Dies unterscheidet sie in der frühen kindlichen Phase von den Mädchen, die sich auf der Suche nach Geschlechtsidentität nicht von der Mutter lösen müssen und bei denen der Geschlechtskonflikt erst in der Pubertät in der Dramatik der Ablösung von der Mutter Gestalt gewinnt. Für den Jungen aber beginnt der Ablösungsprozess von der Mutter schon im frühkindlichen Alter von 3 bis 5 Jahren zu einer Zeit, in der sich das autobiografische Gedächtnis entwickelt hat und der Junge erkennen kann, dass er körperlich nicht der Mutter, sondern dem Vater oder anderen männlichen Bezugspersonen gleicht. Für den Jungen ist es aber meist schwer über den Vater – oder eine ähnlich nahe männliche Bezugsperson – die *Alltagsidentifikation* zu bekommen, die er braucht, um in ein ganzheitliches – Stärken und Schwächen gleichermaßen verkörperndes – Mannsein hineinwachsen zu können. Die Väter sind ja nicht nur räumlich (z. B. über die für viele inzwischen intensiviertere Berufsrolle), sondern oft auch „mental“ abwesend, wenn sie zu Hause sind, sich aber wenig um die häusliche Beziehungsarbeit kümmern. Diese obliegt meist der Mutter, die sich dem Jungen in ihren Stärken *und* Schwächen zeigt. Die Schwächen des Vaters und seine alltäglichen Nöte des Mannseins, des Ausgesetztseins und der Verletzungen im Beruf werden dagegen für den Jungen kaum sichtbar. So erhält er ein einseitiges Vaterbild, das durch die „starken“ Männerbilder, die er mit zunehmendem Alter über die Medien wahrnimmt, noch verfestigt wird. Dies führt bei ihm zwangsläufig zur *Idolisierung* des Mannseins und zur Abwertung des Gefühlsmäßigen, Schwachen, „Weiblichen“, da ja die eigenen weiblichen Gefühlsanteile, die er ja seit der frühkindlichen Verschmelzung mit der Mutter in sich trägt, immer weniger ausleben kann. Neuere Väterstudien zeigen zwar, dass sich eine höhere Beziehungs- und damit alltägliche Vorbildqualität entwickelt, wenn Väter zeitlich und emotional intensiver in der familialen Sphäre der Söhne auftauchen (vgl. Fthenakis 1999). Freilich hat sich dabei noch nicht viel Grundlegendes an der Struktur väterlicher Familienarbeit geändert. Dazu bräuchte es auch gesellschaftliche Vorgaben der Anerkennung und Förderung männlicher

Hausarbeit. Gerade die Feminisierung der Erwerbsarbeit lässt in diesem Zusammenhang ambivalente Folgen erwarten. Indem das Normalarbeitsverhältnis erodiert, prekäre Arbeitsverhältnisse auch die Männer stärker erreichen, werden sich viele erst an die traditionelle Erwerbsarbeit klammern, wenn die alternativen Bereiche der Hausarbeit keine anerkannte Männerrolle versprechen. Deshalb ist es schon in der Kindheit für den Jungen wichtig, eine Mutter zu erleben, die sowohl dem Vater als auch dem Jungen gegenüber anerkannte Selbstständigkeit über die Familie hinaus verkörpert und damit signalisiert, dass sie dem Jungen auch soziale Rollenbilder anbieten kann. Ist die Mutter dagegen eher abhängig und von daher mit schwachem Selbstwertgefühl ausgestattet, kann sich bei ihr die unbewusste Tendenz verstärken, den Sohn als männlich stark erleben zu wollen. Die Mutter bleibt also weiterhin eine zentrale Figur im Prozess der Entwicklung von Männlichkeit. Gleichzeitig hängt es aber vor allem auch vom Vater bzw. der vom Jungen gesuchten männlichen Bezugsperson ab, inwieweit er sich so gegenüber dem Jungen öffnen kann, dass dieser erfährt und spürt, dass Mannwerden nicht nur Inszenierung von Stärke, sondern auch Erleben und Durchleben von Schwächen gehören.

Wie sich im Kindesalter das Mannwerden je unterschiedlich biografisch entwickelt hängt aber nicht nur von der jeweiligen Mutter-Vater-Konstellation ab, sondern auch von den ersten gesellschaftlichen Erfahrungen, die Jungen in ihrer Umwelt machen. Diese Erweiterung ist wichtig, da es ja keineswegs an den Eltern allein liegt, in welches Geschlechterrollenverhalten Kinder hineinwachsen und manche Eltern sich wundern, warum ihre Kinder, trotz elterlicher Versuche einer geschlechtsemanzipativen Erziehung, traditionelle Geschlechterrollenstereotypen übernehmen. Hier spielen die früh von den Kindern konsumierten Medien und deren Geschlechterbilder schon eine wichtige Rolle. Schließlich fällt ins Gewicht, dass die Jungen im Kindergarten und in der Grundschule kaum auf männliche Erzieher/Kindergärtner oder Lehrer treffen und somit auch wieder Vorbilder des Mannseins fehlen. Dies ist die Kehrseite des – hier nur bedingten – Vorteils, dass sie dort weibliche Zuwendung erfahren.

Bewältigungsfallen sind also für den Jungen früh aufgestellt. Zuspitzen kann sich dies in der Zeit der Vorpubertät, also im Alter zwischen 9 und 12 Jahren, in der die Geschlechter in unserer Kultur in unterschiedliche Reifungsprozesse eintreten. Jungen kommen erst ein gutes Jahr später in die Pubertät als Mädchen. So machen viele von ihnen die Erfahrung, dass Gleichaltrige, nun schon „fraulich“ erscheinende und sich entsprechend mental und körperlich gebende Mädchen sich von den „grünen“ gleichaltrigen Jungen abwenden und für ältere Jungen schwärmen. Dies kann bei den Jungen zu erheblichen Selbstwert- und Anerkennungsstörungen, zu Hilflosigkeit führen, die sie dann oft sexistisch und pornografisch abspalten. Die erlittene Demütigung durch die Mädchen wird durch sexistische

Inszenierungen kompensiert. Die Jungentoiletten in den Schulen füllen sich mit sexistischen Sprüchen und pornografischen Graffiti. Inzwischen läuft dies über Handys. So kann – je nach bisherigen Bewältigungserfahrungen des Jungeseins – die Spannung von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen wieder neu aufbrechen. Hier kommt es vor allem darauf an, dass die Jungen die Chance haben, vor allem im schulischen Raum, aber natürlich auch in der Kinder- und Jugendarbeit Beziehungen, Räume und Projekte angeboten bekommen, in denen sie Anerkennung, Selbstwert und Wirksamkeit erlangen und dabei spüren können, dass ihr Selbstwert nicht nur am (zu dieser Zeit) dünnen Faden der maskulinen Bestätigung hängt.

Im jugendlichen Pubertätsalter zwischen 13 und 16 Jahren, in dem die Gleichaltrigenkultur eine zentrale Rolle für die Identitätsformation und die soziale Orientierung spielt, fallen immer noch die männlich dominierten Cliques auf, wenngleich auch Mädchen inzwischen schon ihre eigenen jugendkulturellen Gesellungsformen suchen. Man könnte formulieren, dass die Jungen in diesem Kontext der Gesellungsform der männlichen Clique zum ersten Mal richtig „unter Männern“ sind und sich nur an (gleichaltrigen) „Männern“ orientieren können. Allerdings kommen – je nach bisherigen biografischen Bewältigungserfahrungen und entsprechenden sozialen Chancen – Jungen zusammen, die sich selbst noch nicht ihres Mannwerdens sicher sind. Das in der männlichen Sozialisation immer noch schwelende Homosexualitätstabu und der Ethnozentrismus der Gruppe können dann den Kreisel von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen neu aktivieren. Deshalb kommt gerade der Jungenarbeit in der Jugendarbeit hier die Aufgabe zu, männliche Vorbildfunktionen anzubieten, Projekte zu entwickeln, in denen Jungen vermeintliche Schwächen als Stärken erfahren und in erweitertem Geschlechterrollenhandeln experimentieren können (vgl. Böhnisch 2004/2006). Denn im Jugendalter als „zweiter Chance“ der männlichen Sozialisation wird auch für Jungen die Stärke von Gefühlen wieder spürbar.

Schließlich kann das Alter zwischen 18 und 25 Jahren, die Zeit des Junge-Erwachsenenseins, für viele junge Männer auch wieder zur Bewältigungsfalle werden, zum Neuaufbrechen der Spannung von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen führen, indem die Übergänge in Arbeit und Beruf für viele riskant und unübersichtlich, fragil geworden sind. Sie sind auf sich selbst zurückgeworfen und stehen unter dem Druck, sich inszenieren zu müssen, um Selbstwert und Anerkennung/Aufmerksamkeit zu erlangen. Maskulinität wird dann nicht selten von jungen Männern – nicht nur aus sozial benachteiligten Milieus – als Bewältigungsressource aktiviert. Dies erweitert aber nicht, sondern verengt eher die biografische Übergangsperspektive.

Gleichzeitig gibt es für diese Altersgruppe kaum regionale Anerkennungskulturen. Auch hier wäre es Aufgabe der Jugend- und Sozialarbeit, Orte und Projekte zu entwickeln, in denen diese Altersgruppe junge Männer sichtbar werden und Anerkennung und Beteiligung erfahren kann.

Aus diesen ambivalenten Konstellationen des Aufwachsens von Jungen in unserer Gesellschaft, die ich als „Bewältigungsfallen“ gekennzeichnet habe, lassen sich gesellschaftspolitische Anknüpfungs- und Aufforderungslinien ableiten. Sowohl für die Familien-, als auch für Bildungs- und schließlich für die Beschäftigungspolitik.

Die relativ hohe Inanspruchnahme des Erziehungsgeldes durch jene Väter, die sich für zwei Monate Erziehungszeit aus der Arbeit herausnehmen können, hat gezeigt, dass es die Männer zunehmend in die Erziehungs- und Familienarbeit zieht. In Männerstudien wird immer wieder deutlich, dass die Mehrzahl der jüngeren Väter dann bereit wäre, mindestens ein Jahr in die Familie zu gehen, wenn ihre Arbeitskarriere dadurch nicht gefährdet wäre. In den Unternehmen und Verwaltungen hat es sich auch langsam herumgesprochen, dass Väterarbeit Kompetenzen freisetzen kann, die als „soft-skills“ in den heutigen deindustrialisierten Arbeitsprozessen gebraucht werden. Hier könnten entsprechende Initiativen der Wirtschaftsförderung dazu beitragen, dass Unternehmen flexible Modelle der familialen Delegation für junge Väter entwickeln. Dass eine solche *Väterpolitik* Auswirkungen auch auf außerfamiliale Bereiche des Aufwachsens von Jungen haben kann, wird inzwischen im Arbeitsfeld des Kindergartens diskutiert. Der Kindergarten ist ja noch stark an die Familien rückgebunden, die Erzieherrolle wird deshalb als außerfamilial verlängerte Mutterrolle von den Kindern wahrgenommen. Dies ist es vor allem, was Männer davon abhält, in diesen familiennahen Beruf zu gehen. Solange also – so die These – keine der Mutterrolle ähnliche Vaterrolle gesellschaftlich anerkannt ist, werden Männer davor zurückscheuen, den Beruf des Kindergärtners zu ergreifen.

Was die *Schulpolitik* angeht, so ist aus der Skizzierung der männlichen Bewältigungsfallen im mittleren Schulalter deutlich geworden, dass die Schule den Jungen multiple Anerkennungsangebote über die Lernleistung hinaus anbieten muss. Die fächerverengten Schulcurricula entsprechen bisher eher den Beziehungs- und Einfühlungskompetenzen der Mädchen und weniger dem Externalisierungsdrang der Jungen. Deshalb braucht es projektorientierte, fächerübergreifende Modelle der Unterrichtsgestaltung, in denen es möglich wird, unterschiedliche Aktivitätsprofile und damit Anerkennungsbezüge anzubieten.

Auch in der *Jugendpolitik* müssten – neben der Mädchenförderung – eigene jungenbetonte Akzente gesetzt werden. Wenn wir in den letzten Jahren Jugendarbeit eher abgebaut denn

weiterentwickelt wird, nimmt man gerade den Jungen Räume und Beziehungen, in denen sie sozial verträglich und risikolos mit ihrer Männlichkeit experimentieren können. In einer Zeit, in der die Experimentierphase Jugend immer mehr unter Bildungs- und Ausbildungsdruck gesetzt wird, werden solche Räume erst recht wichtig.

In der *Beschäftigungspolitik* schließlich käme es darauf an, regionale Übergangsstrukturen zu fördern, in denen junge Männer in prekären Übergangskonstellationen Beziehungen aufbauen und in soziale Netzwerke eingebunden werden können. Auch hier geht es um die Entwicklung multipler Anerkennungsstrukturen neben der Arbeit. Junge Männer die aus dem Arbeitssystem – wenn auch nur temporär – herausfallen, haben es schwer eigene soziale Beziehungen aufzubauen. Regionalpolitik ist in diesem Sinne also nicht nur Frauen- sondern auch Männerpolitik.

Literatur

Böhnisch, L.: Männliche Sozialisation. Weinheim und München 2004.

Böhnisch, L.: Viele Männer sind im Mann. Maria Enzersdorf 2006

Lenz, K. (2004): Entgrenztes Geschlecht. In: Lenz, K. u. a. (Hrsg.). Entgrenzte Lebensbewältigung. Weinheim und München, S. 75-157.

Luhmann, N.: Frauen, Männer und George Pencer Brown. In: Pasero, U./Weinbach, C. (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Frankfurt a. M. 2003.

Zurstiege, G.: Vom (HB) Männchen zum (Malbaro) Mann – Theorie und Phänomenologie des Werbemanns. In: Döge, P./Meuser, M. (Hrsg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Opladen 2001.